

Zeitschrift: St. Galler Schreibmappe
Band: 18 (1915)

Artikel: Helle Lichter
Autor: Schlatter, Dora
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Helle Lichter.

Dunkel und trüb ist der Himmel. Schwer lastet die Zeit auf uns allen. Die Zeitungen, die Briefe, die ins Haus fliegen, erzählen vom Krieg, malen schaurige Bilder, wecken traurige Gedanken. Man schaut aus nach jedem Wölkchen, das sich rosig färbt; man harret gespannt auf den Abend-schein, der veröhnend das Grau des Nebeltages verklärt; man grüßt jede Blume, die sich ins Zimmer stiehlt; man lechzt von Stund' zu Stund' nach jenem „Tröpfchen Freude“, an dem das niedergedrückte Herz sich aufrichtet.

Aber tief im Innern bleibt der schmerzlich klingende Ton: „Ist die Welt so, wie sie sich jetzt uns zeigt? Ist der Mensch wirklich nur das, als was er sich jetzt äußert? Sind die Ideale alle zerftoben, zerbrochen? Säen wir nur noch Blut und Tränen?“

Nein, ich muß mich flüchten aus diesem Schattenreich. Wenn vom Menschen das Schlimmste und Dunkelste stammt, was die Erde zeigt, so kommt im echten Kontrast doch auch das Beste und Hellste von ihm. Wenn der Wald herrlich ist in seinen erlöschenden Herbstfarben, und der Himmel strahlt in seinen leisen, verglimmenden Abendlichtern, dann weiß ich: „Das ist alles herrlich schön und tröstend!“ — Aber das Schönste ist ein Menschenherz, das in Liebe reich geworden und das Mitleiden und Mitleiden gelernt hat mit seinen Mitmenschen, das nicht sich lebt, sondern seinen innern Reichtum ausgeben kann für andere.

Wie ein Stern im Dunkel dieser Tage leuchtet mir die Gewißheit: „Es gibt solche Menschen!“ Ich habe sie erlebt; ich habe sie erfahren, und von einer solchen Erfahrung möchte ich hier erzählen.

Unser Kanton birgt ein schönes Tal, ich möchte es das schönste Tal nennen. Die grünen Bergbänge steigen in harmonischer Bewegung empor, gekrönt von dunkeln Tannenwäldern, und umfassen ein Bergbild von wunderbarer Schönheit. Kopf an Kopf reiht sich, tief eingeschnitten, scharf getrennt von einander, jeder in charakteristischer Formation, bis sie da stehen stolz und still, unfre sieben Churfürsten.

Dort in diesem grünen, stillen, bergbewachten Tale wird's einem wohl. Dort ist's noch so echt, so frisch, so klar. Dort hab' ich einen Mann kennen gelernt, der mir in seiner schlichten, starken Güte ein Vorbild geworden ist.

Auf hohem, vorgelagertem Hügel über der rauschenden Thur lag sein Haus. Weit hinauf an die steile Berghalde streckte sich sein Gut, und er schaffte selbst vom Morgen bis zum Abend ohne Knecht, nur mit seinem Buben als kleine Hilfe. Er war Gemeinderat und Kirchenpfleger in der großen, hablichen Ortschaft und weit herum hochgeachtet und geschätzt. Er sprach nicht viel, aber er handelte, er rühmte sich nicht, aber er schaffte, dachte und sorgte für alles.

Zuweilen, wenn der Stall beforgt war und der Abend anbrach, dann feierte er sein Feiertündchen bei seiner Tabakspfeife, dann fing er auch zu erzählen an, ganz ungesucht und einfach; aber dann ließ er einem hineinschauen in sein Erleben und in die Grundlinien seiner Lebensrichtung. Mir saßen in der gemütlichen Stube auf der Bank, die an der langen Fensterreihe entlang lief, und während das Ohr der wohlklingenden Stimme laufte, schaute dazwischen das Auge hinüber zu den stillen, ernsten Bergköpfen, die zu dem Geschehnis den richtigen Hintergrund bildeten.

„Sehn Sie dort das große Giebelhaus, das hätte eine Geschichte zu erzählen“, — so tönte es einmal in unser laufendes Ohr. „Es ist noch nicht ganz zwanzig Jahre in meinem Besitz. Ich habe es gekauft, um mein Gut abzurunden, als der Schuhmacher Jakob starb. Seine Frau blieb

ganz allein und kinderlos darin zurück, und da sie tief niedergebeugt war vom jähen und gar so traurigen Sterben ihres Mannes, ließ ich ihr das Dohnrecht. Sie saß den ganzen Tag unten im Webkeller. Das Schiflein flog hin und her im gleichen, schmeren Takt. „Ich könnt's nicht aushalten in meinem Keller, wenn ich nicht fest daran glaubte: lang kann's nicht mehr gehen, daß ich leben muß!“ pflegte sie zu sagen. „Sonst hörte ich immer das Klöpfeln des Hammers oben in der Werkstätt, wenn mein Mann die großen Nägel in die starken Bergschuhe schlug; jetzt ist's totenstill, wenn mein Webtuhl ruht!“ Ach, sie dachte nicht, daß sie siebzehn Jahre allein haufen mußte dort oben. 's ist immer gut, daß man den Weg nicht sieht, den man gehen muß, daß man Schritt um Schritt geschoben wird, sonst würde man den Mut verlieren. Aber einen Trost, eine Freude hatte Jakobs Frau. Sie liebte die Blumen und pflegte sie. Im Sommer sah das braune Haus aus wie verklärt. An jedem Fenster stand es Stock an Stock. Da blühten die Geranien purpurrot in dichten Büscheln, da wiegten die Nelkenranken ihre zarten, duftenden Blüten, rosa und weiß und rot in einer wunderbaren Pracht. Das Schönste aber waren ihre Passionsblumen; die züchtete sie mit sorglicher Kunst, und weit und breit pilgerten die Frauen zu ihr und sagten: „Du, Anneli, gib mir ein Schöß von Deiner Passionsblume; sie umzieht Dein Fenster auch gar so schön!“ Und die Frauen hinterließen gerne einen Bahen, wenn sie nur mit einer Beute davon ziehen konnten.

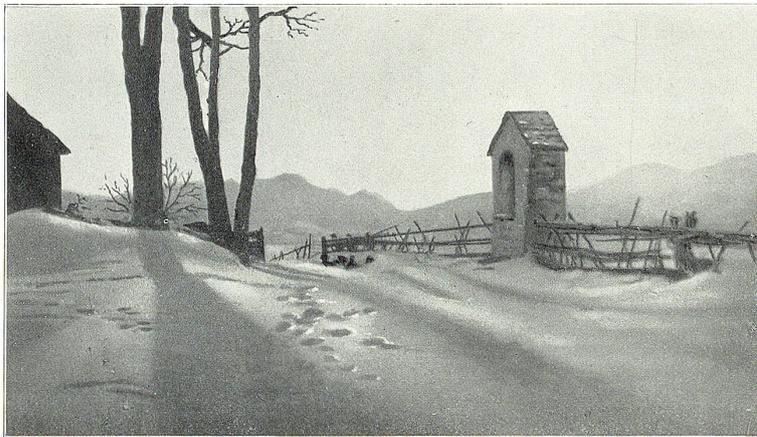
Aber die Jahre wurden schwerer für's Anneli. Die Augen nahmen ab. Das Weiden ging nicht mehr recht, und ein Seidengewebe, das nicht rein und fehlerlos ist, wollen die Zürcherherren nicht gut heißen. Der Verdienst hörte auf. Da fing Anneli an abzubreckeln von dem, was ihm vom Verkauf des kleinen Gutes geblieben war. Bei so kleinen Bedürfnissen ging das Abbreckeln langsam, und das Sterben mußte ja einmal kommen. Das Hoffen stärkte die Geduld. Und dann hatte ich ja meine Kühe im Stall, und alle Abende kam der Milchtopf herunter und ging voll wieder

heim. So gingen die Monate, Jahr um Jahr. Einmal aber kam das Fraueli zu mir herunter gestiegen in den Stall mit tränenüberströmtem Angesicht. Es hielt in den Armen seinen schönsten Passionsblumenstock und stieß schluchzend hervor: „Herr Gemeinderat, ich kann nicht mehr zinsen; ich hab gar nichts mehr; alles ist abgebröckelt; ich hab nur noch diesen wertvollen Stock. Nehmen Sie den statt Geld?“ Die Frage klang so angstvoll und so rührend, da lag die Antwort nahe. Getröstet zog das Fraueli heim in sein stilles, leeres Haus. Niemand wartete dort auf sein Kommen, kein lieber Mann, kein fleißiger Webtuhl, nicht einmal mehr seine Passionsblume. Von da an brachte es mir an jedem Zinstag einen Blumenstock, ein schönes Geranium oder eine seltene Nelke, bis auch dieser Vorrat erschöpft war und es mit tief erschüttertem Herzen klagen mußte: „Jetzt habe ich gar nichts mehr!“

Dun war aber auch das Kraftquellchen leer, das Lebenslichtlein am Erlöschen, und mir blieb noch die letzte Freundeshilfe zu erfüllen. Ich durfte das Fraueli ins Krankenazyl bringen, wo es treue, liebende Dersorgung fand bis zum Schluß seines Lebens. Es konnte keine Blumen mehr pflegen; nun wurde es selbst gepflegt wie ein altes, hilfloses Kind; aber wir vergaßen die treue, gute Nachbarin nie und bewahren ihre Passionsblume als liebe Erinnerung.“

So sprach der Mann, und wir hörten zu und fühlten unter den schlichten Worten den warmen Ton des mitklingenden Herzens. —

Im Sommer hatte der Herr Gemeinderat sein Dieh in einem Stall hoch oben auf der sonnigen Alp, die sich eng und dicht anschloß an die überragenden Felsen des Bergriesen. Da stieg er jeden Morgen hinauf, verbrachte den Tag in der Höhe und kam erst zu Tal, wenn's nachtete.



Phot. Steinmann. Wintertag auf dem Laimensteg (zwischen Teufen und Schlatt).

Dort oben hatte er sein eigen Revier und seine besonderen Freuden. „Sie sollten einmal mit mir hinauffeigen“, sagte er einmal, „da wollt ich Ihnen vieles zeigen, was Sie freuen würde. Dort oben steht ein braunes, kleines Haus in einem engen Chrachen seitlich von meiner Alp, das heißt das Fuchsloch. Dort wohnt eine einsame, alte Jungfer. Im Sommer da geht es noch mit der Einsamkeit, da kommen wir doch regelmäßig in die Nähe; aber im Winter, wenn die Wege verschneit werden und die weiße Hülle die Alpen deckt, dann ist die gute Marianne ganz abgeschnitten von den Menschen. Sie hat zwei Geißen im Stall, von deren Milch sie lebt, und so ziemlich regelmäßig zweimal in der Woche steigt sie den steilen Weg hinunter ins Dorf, um sich Brot und Butter zu kaufen. Ich habe ihr schon viel zugesprochen, weiter hinunter zu ziehen, aber sie will nicht. Sie sagt: „Ich will da oben bleiben bei den stillen Bergen und den stillen Tannen, die sind mir lieber als geschwähige Leute. Will ich Musik haben, so klappert mir der Webstuhl sein Lied. Will ich Gesellschaft haben, geh ich zum Geißli in den Stall. Und such ich den Herrgott, so schau ich die Berge an, wenn sie glüh'n im Abendrot. Ich mangle nichts und bin zufrieden da oben!“

Letzten Winter aber wär's der Marianne doch beinahe recht schlecht gegangen. Wir hatten einen ungewöhnlich starken und andauernden Schneefall. Tag um Tag flogen die Flocken wirbelnd ums Haus, tauchten durch die Tannen und verwehten die Schluchten. Die Wege wurden ganz ungangbar, und ich dachte mit Sorgen ans Fuchsloch. Der Tag, an dem die Marianne sonst ihr Brot holte, verging. Sie ging nicht den gewohnten Weg am Haus vorbei. Wieder ein Tag verging und noch einer, und die bekannte Gestalt kam nicht. Da wurde mir bange um sie. Konnte sie etwa gar nicht durchkommen durch den Schnee? Ich lud die Schaufel auf die Achsel; die Sorge trieb mich bergauf. Das war ein Steigen, ein Waten und Kämpfen gegen den Schnee! Bis zur Alp ging's noch, da hatte der Wind abgefeigt; aber gegen's Fuchsloch zu mußte ich Schritt um Schritt erkämpfen. Es war fast kein Durchkommen. Aber mich trieb die Gewißheit, daß ich dort im Häuslein nötig sei. Wie konnte eine schwache Frauenhand sich da Bahn brechen? Ich schaufelte einen tiefen Graben in den Schnee bis zum Hause. Wahrlich, der Schnee lag hoch über die Fensterbrüstung hinauf, die Türe war zugemauert; an ein Hinauskommen war nicht zu denken. Aus dem Stall tönte jammerhaftes Meckern der Geißen, und als ich die Haustüre aufmachte, da tönte mir aus der Kammer her eine Stimme entgegen: „Gott sei Dank, es kommt jemand! Ach, Ihr seid es, Herr Gemeinderat, ohne Euch wär ich sicher gestorben. O, wie bitt ich Euch, melkt nur zuerst die Geißen; sie schreien danach!“ Wie froh war ich da, daß ich heraufgestiegen war. Die Marianne lag im Bett. Eine Erkältung schüttelte sie. Sie hatte nicht einmal mehr in den Stall kriechen können, um ihre Milch zu holen und die Geißen zu füttern, und diese warten nicht gern. Unaufhörlich sangen sie der Kranken ihr Lied vom „Mäh“ vor. Sie konnte nicht genug danken und immer wieder danken, daß ich gekommen war. Aber was sollte da geschehen? Allein droben lassen konnte ich die Marianne nicht. Man sah, daß sie Fieber hatte und sich elend fühlte. Da ging ich hinüber zu meinem Alpstall und holte dort den Holzschlitten. Dann habe ich die Marianne drauf geladen und zu Tal gefahren. Sie sträubte sich nicht mehr, zu den Leuten zu gehen, die Sturmnächte und das Krankheitsgefühl hatten sie gebeugt. Ich brachte sie hier herunter zu meiner Frau, und diese hat sie ins Bett gesteckt und treulich gepflegt. Sie war lange sehr krank, und es ward Frühling, bis wir sie wieder hinauf lassen konnten ins einsame Fuchsloch zu ihren Tannen und Bergen.“

* * *

Der Mund, der uns all das so schlicht erzählte, spricht nicht mehr. Er ist für immer still geworden.

Dor ein paar Wochen haben sie den guten, treuen Mann ins Grab gelegt. Die Heimaterde deckt ihn weich und sorglich zu. Aber, was er an Liebe und Güte ausgestreut hat in aller Verborgenheit und Stille, das bleibt, und es gibt nichts Erlebenswerteres, nichts Helleres über einem Menschenleben, als wenn eine Stimme froh und dankbar an seinem Grabe sagen darf: Gott sei Dank, daß du gelebt hast!“

Dora Schlatter.

Im Kleinen das Große zu sehen und im Großen das Kleine zu vergessen — das ist unsere Aufgabe.

FR. WASER & CO.
BUCHBINDEREI
St. Gallen

Vadianstrasse No. 7
Telephon No. 743

SPEZIALITÄTEN:
Musterkarten
und
Cartonnage

Schweizerische Landesausstellung in Bern 1914:
Silberne Medaille

Prompte und schnellste Bedienung
bei mässigen Preisen.

C. Bühler-Holtettler, Bern
Schweizer-Trachten-Geschäft



empfehl für festliche Anlässe jeder Art ihre so beliebten
und originellen

Schweizer-Trachten

für Damen, Herren und Kinder in Kauf oder Miete ☉
Anfertigung von Puppentrachten in feinsten Ausführung